

# Lungenpest im Ersten Weltkrieg

Dr. phil. Ernst-Albert Seils, Berlin 2020

## 1. Kapitel

### **General Ludendorff klammert sich wie ein Ertrinkender an den Gedanken, ein Wunder möge geschehen**

„Am 25. September 1918 ließ sich Generalquartiermeister Ludendorff von Generalstabsarzt Otto von Schjerning über die im französischen Heer grassierende Lungenpest informieren und äußerte danach, er habe die Hoffnung, dass sie sich weiter ausbreite, er klammerte sich daran wie ein wie ein Ertrinkender“ heißt es in einem Buch von Ernst-Albert Seils, in dem das damalige Geschehen im deutschen Reichstag, dargestellt ist.<sup>1</sup> Hatte Ludendorff damit recht? Gab es die Aussicht, dass der Westfeldzug den Ausgang des Ersten Weltkriegs noch wenden würde? Oder war das eine nur eine Illusion?



Damals tötete die Grippe weltweit in wenigen Monaten etwa 25 Millionen bis 50 Millionen Menschen. Im deutschen Reich sollen an dem Virus etwa 426 000 Einwohner gestorben sein. Vor den Krankenhäusern standen die Menschen Schlange. Das öffentliche Leben war zum Erliegen gekommen.

Besonders wo viele Menschen zusammenkamen, in den Schiffen, die von Amerika herüberkamen, schlug die Krankheit zu. Es war, da die Krankheit allgemein verbreitet war, eine Pandemie. Der Name „Spanische Grippe“ entstand, als Nachrichten über die Grippe

<sup>1</sup> Ernst-Albert Seils, Weltmachtstreben und Kampf für den Frieden, Frankfurt/M. 2011

aus Spanien kamen. Hierbei handelte es sich um ein Land, das in den Weltkrieg nicht verwickelt war.

Als Folge der Influenza-Infektion litten viele Menschen für den Rest ihres Lebens an neurologischen Funktionsstörungen. Hierbei handelte es sich um ein Form von Gehirnentzündung.



Eine große Bedeutung hatte die Krankheit in allen Kämpfen in Europa vor allem an der Westfront. Zu dieser Zeit sollen dort etwa wöchentlich Tausende von Soldaten gestorben sein.

Die Welt war 1918 vom Ersten Weltkrieg gezeichnet.<sup>2</sup> Die Krankheit trat in wenigen Monaten in Wellen auf. Man zählt sie zu den schlimmsten Seuchen der neueren Geschichte. Sie begann ganz harmlos mit Gliederschmerzen und Kopfschmerzen, dann stellte sich ein trockener, quälender Husten ein. Darauf folgten Fieber über ein oder zwei Tage hinweg, schließlich färbte sich der ganze Körper bläulich rot. Der Tod trat in der Regel am 8. oder 9. Krankheitstag ein. Vor den Krankenhäusern und Quarantänestationen und den Fluren davor stapelten sich die Leichen.

In Deutschland waren die Menschen vom Hunger ausgezehrt. Die Krankheit spielte in der öffentlichen Wahrnehmung keine große Rolle. Heute ist sie weitgehend vergessen. In den USA wurden dagegen zahlreiche Gesundheitsmaßnahmen ergriffen. Was fehlte, waren technische Einrichtungen, z B. Atemgeräte. Meist begnügte man sich mit Gesichtsmasken und Abstandspflichten. Es steckte in den Notlazaretten einer den andern an.

General Ludendorff erhoffte von der Grippe eine Wende im Weltkrieg. Er schien zunächst recht zu haben. Aber von vornherein waren Zweifel daran angebracht.

Im Folgenden wird der Versuch unternommen, zu beweisen, dass Ludendorffs Hoffnung vergeblich war.

## 2. Kapitel

### Noch etwa 80 Kilometer nach Paris

*Es wird anhand einer Anzahl von Kampfberichten aufgezeigt, wie brutal und verbissen der Erste Weltkrieg in den letzten Monaten geführt wurde, welche Opfer er kostete.*

Der Aufmarsch der deutschen 2., 17. und 18. Armeen für den ersten großen Angriff von der Scarpe vor Arras bis La Fère galt als Meisterleistung.<sup>3</sup> Vormarsch und Transporte erfolgten nur nachts. Die Geheimhaltung über die geplanten Überraschungsschläge blieb gewahrt. Die Schlacht wurde mit einem nur fünfständigen Artilleriefeuer auf die vorderste Frontlinie des Feindes aus 6473 Geschützen und 2532 Minenwerfern eingeleitet. Einen derartigen Feuerschlag hatte es im Krieg zuvor nicht gegeben. In fünf Stunden wurden 1,7 Millionen Granaten abgeschossen. Darunter waren auch solche mit Phosgen, das die Mundschleimhäute so sehr reizte, dass die Soldaten ihre Gasmasken vom Gesicht rissen. Von der Gegenseite wurde es in den Wochen danach ebenfalls verwendet.



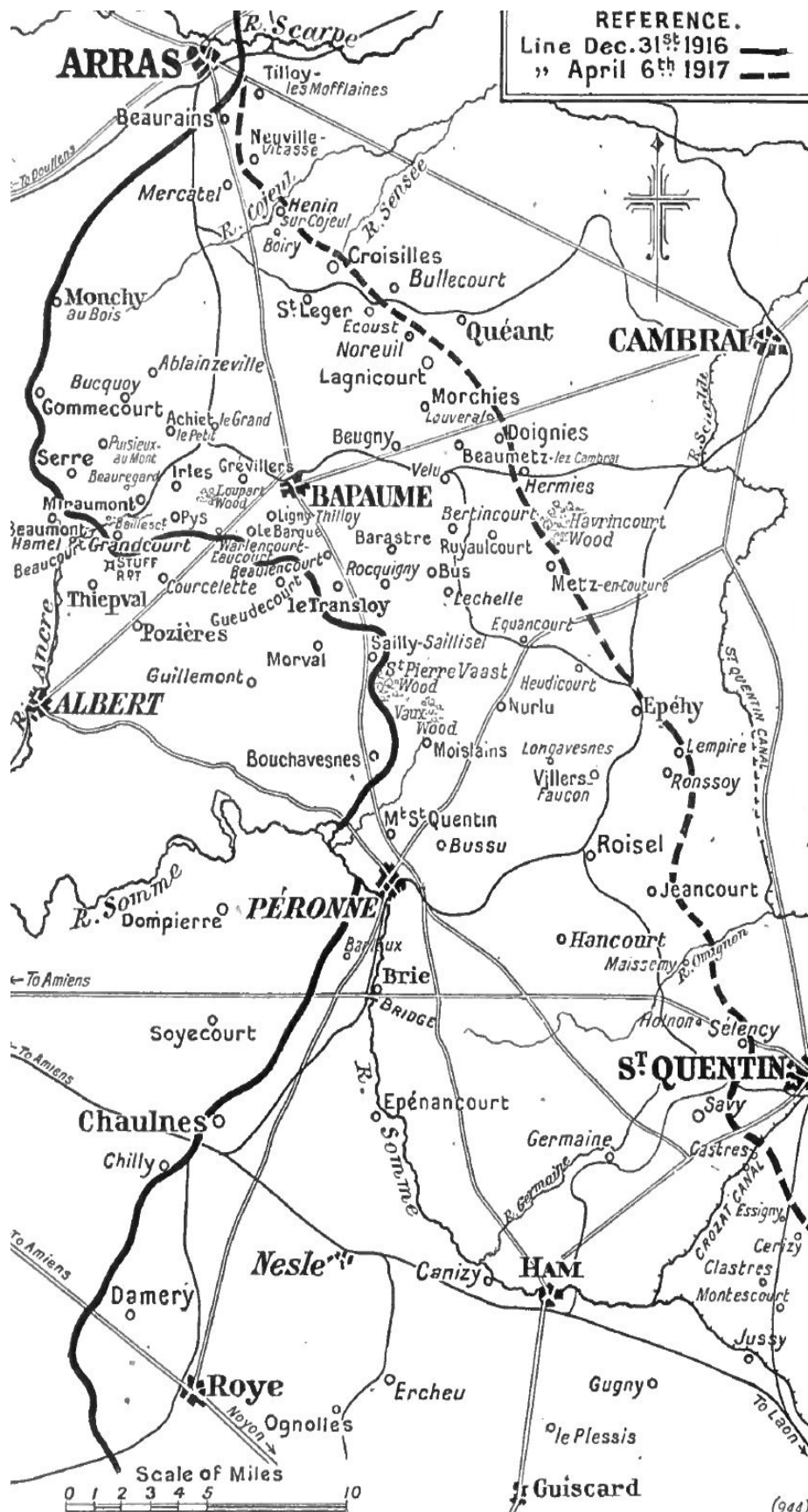
Am Morgen des 21. März 1917 gelang in erbitterten Kämpfen fast überall die Eroberung der vordersten Stellungen.

<sup>3</sup> Herangezogen für die Darstellung wurden u. a. Hermann von Kuhl, Der Weltkrieg 1914–1918, Bd.2, a. a. O., S. 325–343; Peter Graf Kielmansegg, Deutschland und der Erste Weltkrieg, Frankfurt a. M. 1968, S. 637–663; David Stevenson, 1914–1918 – Der Erste Weltkrieg, Düsseldorf 2006, S. 482–490; Kampfdarstellungen und Erlebnisberichte von Teilnehmern in: Der Völkerkrieg, Bd. 26, a. a. O., S. 169–288.

In den Erinnerungsblättern des Jäger-Feld-Bataillons Nr. 9, das bei La Fère eingesetzt war und zu der nördlich und südlich von St. Quentin angreifenden 18. Armee gehörte, wird berichtet:

Die von unseren braven Pionieren trotz schweren feindlichen Feuers über die Oise und den Oise-Sambre-Kanal geschlagenen Schnellbrücken wurden im Laufschrift überschritten, und vorwärts ging es in die einem wüsten Trümmerfelde gleichenden gegnerischen Stellungen. Um 8.30 war die erste feindliche Stellung mit dem dahinter liegenden Grabengewirr in unserer Hand, wobei zahlreiche Gefangene aus den wenigen noch unversehrt gebliebenen Unterständen herausgeholt wurden. Zwei Stunden später wurde das an der Eisenbahnlinie La Fère–Fargniers gelegene Walzwerk, das vom Feind zu einem starken Stützpunkt zwischen seinen ersten beiden Linien ausgebaut war, durch umfassenden Angriff trotz heftigen MG-Feuers genommen. Inzwischen hatte die 4. Kompanie im Verbands des 15. Reserve-Jäger-Bataillons über die Eisenbahnbrücke bei Beautor gleichfalls das Walzwerk erreicht. Beim Übergang über den Kanal hatte sie durch heftiges Artilleriefeuer schwer gelitten. Der Führer, Leutnant der Reserve Langhof, und Leutnant der Reserve Brose sowie viele brave Jäger fanden hier den Heldentod. Unter dem Schutz unserer schweren Artillerie, die die feindlichen Stellungen mit einem Hagel von Geschossen überschüttete, gingen die Bataillone 19 und 15 wieder vor und erreichten, während das Jäger-Bataillon 9 wieder in Reserve folgte, mit Teilen die ersten Häuser von Fargniers. Jetzt aber machte sich die feindliche Gegenwirkung von Stunde zu Stunde stärker bemerkbar, und die vorderen Kompanien wurden durch das genau gezielte Feuer der französischen leichten Artillerie schwer mitgenommen. Da ein weiteres Vorgehen nur unter schweren Opfern möglich schien, wurden die Linien gegen Abend etwas zurückgenommen. Das Bataillon sammelte sich zur Verfügung des Regimentsführers ca. 700 Meter östlich Fargniers und grub sich hier ein.

Die Verluste des Bataillons während dieser 4 Kampftage waren leider außerordentlich schwer.



3 Offiziere, 10 Oberjäger und 41 Jäger hatten in heldenhafter Erfüllung ihrer Pflicht gegen das Vaterland den Heldentod gefunden. 6 Offiziere, 20 Oberjäger und 156 Jäger wurden als Verwundete festgestellt. Von den Schwerverwundeten sind leider noch viele in den nächsten Tagen ihren Verletzungen erlegen.<sup>4</sup>

Generalmajor von Eichendorff, der Divisionskommandeur, sprach den drei Jägerbataillonen wegen ihres Einsatzes „in den weltgeschichtlich so wichtigen Tagen Anerkennung für ihre glänzende Haltung“ aus. In den Befestigungen hinter der ersten Linie, die die Artillerie nicht mit Schüssen erreichen konnte, blieb der Widerstand zunächst meist stabil. In den folgenden Tagen kamen die deutschen Truppen aber gut voran und eroberten schon am 26. März die traditionsreiche alte Königsstadt Noyon. Kurz darauf erreichten sie auch Montdidier. Zwischen Montdidier und Noyon war die Gegenwehr Ende des Monats fast vollständig zum Erliegen gekommen.

Diesen schnellen Erfolg erzielte allein die 18. Armee im Süden gegen den schwachen rechten Flügel der englischen Armee. Anders erging es der 17. Armee im nördlichen Teil der Front.<sup>5</sup> Die Engländer hatten sich südlich von Arras in die zweite Stellung zurückgezogen und leisteten dort starken Widerstand. Auch am folgenden Tag kamen die Divisionen dieser Armee unter schweren Verlusten nur wenig vorwärts. Aus dem Cambraibogen zogen sich die Feinde zurück.

Die 2. Armee kämpfte sich im mittleren Abschnitt der Angriffsfront, zwischen Cambrai und St. Quentin, erfolgreich bis zum alten Kampfgelände an der Somme durch. Die Stoßrichtung ging in Richtung Amiens, zu dem Eisenbahnknotenpunkt, an dem die Reserven des Gegners hin- und hertransportiert wurden. Vom 23. bis 26. März wurden Peronne und Bapoume erobert, am 27. gelangten die Deutschen nach raschem Vorstoß in den Besitz von Albert.

Das eigentliche Ziel, den Durchbruch in nordwestlicher Richtung bis nach Doullens und St. Pol, um dort in den Rücken der Engländer zu gelangen und deren Armee auf die Kanalhäfen zurückzuwerfen, hatten sie noch lange nicht erreicht. Frische französische Truppen, die über das intakte Eisenbahnnetz hinter der Front schnell verschoben werden konnten, leisteten auf der Linie Noyon–Montdidier–Albert kräftigen Widerstand. Mit beweglichen Reserven war jeder Einbruch abzuriegeln, das hatten die Alliierten von den Deutschen gelernt. Nach sechs Tagen Angriff waren die deutschen Truppen ausgeblutet und erschöpft. Wegen der

---

4 Erinnerungsblätter des Jäger-Feld-Bataillons Nr. 9, Ratzeburg 1932/33, S. 152–156, auch zum Folgenden.

5 Württembergers Heer im Weltkrieg, Die 26. Infanteriedivision, II. Teil, Stuttgart 1927, S. 142–157.

katastrophalen Transportlage dauerte es tagelang, bis die schweren Geschütze und Munition über 30 bis 40 Kilometer fortbewegt werden konnten. Im verwüsteten Gelände der Somme gab es keine befestigten Straßen mehr. Die noch intakten vorhandenen waren vollständig überlastet. Am 30. März stockte der Angriff fast überall. An der tiefsten Stelle waren die Deutschen 60 Kilometer weit in das Gebiet des Feindes vorgedrungen. Bis nach Amiens waren es noch 17 Kilometer.

Die französische Artillerie belegte weiterhin das Frontgelände mit ihrem Feuer. Munition und Verpflegung konnten nur schwer nach vorn gebracht werden. Während des Vormarschs hatten die deutschen Truppen tagelang kein warmes Essen bekommen. Die Verpflegung war dürftig. „In dem eintönigen ‚Sluns‘ waren die zerkochten Fleischstückchen nur noch mit der Lupe zu erkennen.“ Auch der „Ulanenhäcksel“, der hauptsächlich aus Dörrobst bestand, erfreute sich keiner großen Beliebtheit.<sup>6</sup> Die Stadt Noyon war weitgehend zerstört, nur der gewaltige Dom stand noch. „Unser Quartier war in irgendwelchen Kellern. Wir bewegten uns dennoch immer wieder im Freien, um in den zerschossenen Häusern nach Lebensmitteln Umschau zu halten. Weinfässer entdeckte man immer wieder, und es gab manchen, der es hier des Guten zuviel tat.“<sup>7</sup> Die ausgehungerten deutschen Soldaten erbeuteten Lebensmitteldepots und betranken sich.

Taktisch war ein großer Sieg errungen. Derartige schnelle Landgewinne hatte es zuvor nie gegeben. Die Verluste waren auf beiden Seiten gewaltig. Die Deutschen hatten etwa 239 000 Tote, Verwundete oder Vermisste zu beklagen. Auf der Gegenseite waren etwa 212 000 Soldaten getötet oder verwundet worden. 90 000 Engländer und Franzosen wurden gefangengenommen. Das waren Opfer, wie sie in 15 Tagen sonst niemals gebracht worden waren.

Aus englischen Berichten geht hervor, dass die 5. und die 3. Armee schwer gelitten hatten. Die auf Amiens zurückgeworfene 5. Armee bestand faktisch nicht mehr. „Es war die größte Niederlage unserer Geschichte“, so der Militärschriftsteller Wright. Zwischen englischen und französischen Divisionen hatte sich eine Lücke von 15 Kilometern aufgetan, in der keine Truppen mehr standen. Kavalleriereserven, die dort hineinstoßen konnten, standen auf deutscher Seite aber nicht zur Verfügung.

Ludendorff ließ sich nun dazu verleiten, südlich von Amiens mit der 18. Armee gegen französische Truppen den großen, bejubelten Frontdurchbruch auszuweiten. Die

---

6 Württembergs Heer im Weltkrieg, Die 26. Infanteriedivision, II. Teil, S. 153.

7 Ernst Seils, Versunkene Welten, Lebenserinnerungen eines pommerschen Geistlichen, Privatbesitz, S. 88.

Angriffsrichtungen gingen strahlenförmig nach Nordwesten, Westen und Südwesten auseinander. Die Frontlinie verbreiterte sich von 35 auf über 100 Kilometer. Es wurde in mörderischer Weise aufeinander eingehauen. Nach Auffassung vieler Militärhistoriker hätte nur wenig gefehlt, dann wäre der Durchbruch bei Amiens geglückt. Wäre es gelungen, diese Stadt zu besetzen, hätte man den Feldzug noch gewinnen können, meinte General Kuhl.

Versäumt wurde, die Engländer in der Flanke anzugreifen, sie nach Norden abzudrängen. Notwendig gewesen wäre, auf den Vormarsch Richtung Paris zu verzichten, sich mit einer geschonten Reserve in Richtung Doullens voranzukämpfen und dann die nördliche Front bis zum Kanal aufzurollen. Letztlich wurde möglicherweise schon in der ersten Woche des Westfeldzugs die einzige Chance zum Sieg Deutschlands nicht genutzt. Die Massenschlacht verbrauchte Kräfte an Menschen und Material, die es in Deutschland nur noch begrenzt gab. Der weit vorspringende Bogen von Arras bis Chauny war in den Flanken ungesichert. Strategisch war nichts erreicht.

Gesucht wurde der spektakuläre Anfangserfolg, in Deutschland frenetisch bejubelt. Die Entfernung vom Stadtrand von Paris betrug etwa 90 Kilometer. Als Eisenbahngeschütze aus einer Entfernung von 120 Kilometern Paris beschossen, kannte der Jubel keine Grenzen. 500 000 Menschen flohen aus der Stadt.

Nun sollte ein weiterer Großangriff, in Flandern bei Armentières, der als St.-Georg-Angriff zunächst Priorität gehabt hatte, die Entscheidung bringen. Dort mussten zunächst die Lys und die anschließenden versumpften Niederungen überwunden werden. Ziel war das Höhengelände von Cassel bis Hazenbrouck von dem herab ein Vorstoß bis zum Ärmelkanal denkbar war. Die Engländer, verstärkt durch zwei portugiesische Divisionen, hatten hier nur sehr abgekämpfte Truppen zur Verfügung. Da Anfang April die gesamte Armee der Entente in Frankreich dem französischen Marschall Foch unterstellt worden war, hatten die Gegner aber an Abwehrkraft erheblich gewonnen. Französische Reserven waren schnell herbeizuschaffen. Die 21 Divisionen der 6. Armee und ein Teil der 2. Armee, mit denen die Deutschen am 10. April angriffen, waren nach Ausrüstung und Leistungskraft denen für die Operation Michael eingesetzten nicht gleichzusetzen. Sie kamen aber dennoch einige Tage hindurch gut voran. Armentiers wurde erobert, Bailleul und Merville fielen. Das im Frühjahr 1917 verlorengegangene Wyschete kam wieder in deutsche Hand. Spektakulärer Höhepunkt dieser Schlacht war die Eroberung des Kemmelbergs.



Am 25. und 26. April drangen hier unter anderem bayerische Gebirgsjäger und mitteldeutsche Regimenter in blutigen Nahkämpfen vor und besetzten schließlich den 156 Meter über die flandrische Ebene hinausragenden Kimmelberg.

Die vorderste Frontlinie war 18 Kilometer von der Ausgangsbasis entfernt.

Danach ging nichts mehr. „Die durch starke Verluste gelichteten, die müden Divisionen bedurften der Ruhe, ehe sie wieder angriffskräftig wurden.“<sup>8</sup> Nachschub war schwer



*Friedhof am Kimmelberg*

heranzuschaffen, die Artillerie kaum voranzubewegen. Die kritische Phase nach der Erschütterung des Gegners konnte nicht genutzt werden. Die mitgenommenen Truppen verloren ihre Stoßkraft schnell. Auch hier waren Trinkgelage mit erbeuteten Weinvorräten und das vordringliche Interesse an Lebensmitteldepots kennzeichnend für den Verfall der Disziplin. Bis zum genannten Ziel des Angriffs, Ypern und Hazenbrouck, wären noch fünf bis zehn Kilometer zu überwinden gewesen. Für den Vorstoß nach Dünkirchen reichten die militärischen Mittel nicht aus. Andererseits war auch das englische Heer erschöpft und zu hartem Widerstand nicht mehr in der Lage.

Ergebnis der mit größter Kraftanstrengung ausgetragenen Kämpfe war, dass auch hier durch weit vorspringende Frontlinien feindliches Gebiet gewonnen wurde, das aber wegen schlechter Verteidigungsanlagen und begrenzter Abwehrmittel auf Dauer nicht zu halten war.

---

<sup>8</sup> Von Kuhl, Der Weltkrieg 1914- 1918, 2.Bd. a. a. O., S. 347, S. 851 auch zum Folgenden.

„Der Geländegewinn, den wir in den Schlachten gemacht hatten, wurde uns zum Verhängnis“, schrieb General von Kuhl.

Die Oberste Heeresleitung forderte, Ersatz herbeizuschaffen, männliche Arbeitskräfte für die Front zu mobilisieren. Aber die wurden für die Kriegsindustrie gebraucht. Mehr als 30 000 neue Soldaten waren nicht zu erhalten, angesichts der Verluste viel zu wenig. Aus dem Osten konnten wegen des ausgeweiteten Krieges in der Ukraine nur acht Divisionen für den Krieg im Westen abgezogen werden. Die ersten amerikanischen Divisionen waren zum Einsatz gekommen.

In dieser Situation kamen zahlreiche Generäle zu dem Ergebnis, dass ein entscheidender Sieg im Westen nicht mehr zu erreichen war. Was in den beiden ersten Schlachten mit den besten und stärksten Kampfkräften nicht erreicht worden war, würde nach Auffassung des Kronprinzen Rupprecht von Bayern nun nicht mehr gelingen. Nach der Begeisterung über den bewunderungswürdigen Einsatz im März breiteten sich Enttäuschung, Lethargie und Defätismus aus. General Kuhl meinte, man müsse die durch Reichstagsbeschluss gerade verbotene Bestrafung des Anbindens wieder einführen, also kriegsmüde Soldaten mit Androhung von Folter vorwärtstreiben. Ludendorff klammerte sich an die Vorstellung, man könne mit unaufhörlichen begrenzten Angriffen, einer Serie von „Hammerschlägen“, den Gegner zermürben.

### **3. Kapitel**

#### **Der Angriff in der Champagne im Mai und im Juni**

Also wurde eine dritte große Schlacht vorbereitet, diesmal mit 22 Divisionen der 1. und der 7. Armee, und zwar auf einer Breite von 55 Kilometern zwischen Noyon und Reims. Zu überwinden war in der Mitte des Angriffsfeldes der Chemin des Dames mit seinem steil aufsteigenden Höhenrücken, der im Oktober 1917 hatte geräumt werden müssen.

Gleich nach dem Beginn dieser dritten Schlacht, am 27. Mai, nachdem die feindliche Artillerie stark vergast worden war, kamen die deutschen Regimenter dort schnell vorwärts. Es gelang, auf intakten Brücken die Ailette, die Aisne und den Aisne-Marnekanal zu überschreiten. Die französische Armeeführung hatte hier mit einem Angriff nicht gerechnet. Die Verteidigungslinien waren nur schwach besetzt. Soissons wurde erobert, der Chemin des

Dames erstürmt, die Aisne überquert. Am 30. Mai hatten deutsche Regimenter bei Dormans die Marne erreicht, Sie waren in wenigen Tagen etwa 50 Kilometer tief ins feindliche Land eingedrungen und hatten etwa 50 000 Gefangene gemacht. Das eroberte Gelände bildete ein Dreieck, mit der Spitze bei Chateau-Thierry an der Marne. Das Kilometerschild an der Straße



*Oberst Albrecht von Thaer, der Chef des Stabes, Generalquartiermeister II*

ins südwestlich gelegene Meaux zeigte eine Entfernung von 75 Kilometern nach Paris.

Oberst Albrecht von Thaer, der Chef des Stabes, Generalquartiermeister II, war zuständig für die Heeresversorgung. Er berichtet in seinem Tagebuch, Reims hätte genommen werden können, „wenn nicht abermals die vordringenden Truppen sich an den in den Vororten vorgefundenen Weinvorräten betrunken hätten: „Erschöpft wie sie sind, und nüchternen Magens werden sie von dem in Mengen genossenen Wein alsbald berauscht.“ Als von Thaer Ludendorff und auch Hindenburg vortrug, dass ihm mit den halbverhungerten Truppen ein Sieg im Westen kaum erreichbar erscheine, wurde er schroff abgewiesen.<sup>9</sup> Ersatz zur Ergänzung reduzierter Regimenter kam nicht heran.

---

<sup>9</sup> Albrecht von Thaer, Generalstabsdienst an der Front, hrsg. von Siegfried Kaehler, Göttingen 1958, S. 194–187, 208.

Ein neuer Vorstoß bei Noyon blieb Mitte des Monats stecken. Der mit Tanks ausgeführte Gegenangriff, der die Deutschen zwang zurückzugehen, zeigte, dass der Feind noch lange nicht geschlagen war. Durch überlegene Flugzeugaufklärung und eine angemessene Defensivtaktik konnte man dem Druck der Deutschen begegnen.

Die Frontlinie war mit der Ausbuchtung bis zur Marne, dem dritten tiefen Bogen, noch länger geworden. Durch die Bodengewinne waren nun 510 Kilometer zu verteidigen. Es war „ein schmaler, tiefer Sack“, eine unmögliche Stellung, die zu Gegenstößen geradezu einlud.

Die Wirkung der erneuten schweren Niederlage war in Frankreich und England allerdings groß. In Paris packten weitere Familien ihre Koffer, bis zu einer Million Menschen flohen aus der Stadt. Nach Washington ergingen noch dringendere Hilferufe der Regierungen der Entente. Es bestehe die Gefahr, dass der Krieg verlorengelange, wenn nicht durch schleunige Sendung amerikanischer Truppen geholfen würde.

Niemand, der zur Beratung der deutschen Obersten Heeresleitung über den Fortgang der Offensive herbeigezogen wurde, hatte jedoch eine schlüssige Idee, wie es weitergehen sollte. „Die Lage war unhaltbar. Die Zeit drängte, die Amerikaner waren in Sicht.“ Im Juni standen in Frankreich bereits 900 000 Mann. Monatlich kamen etwa 200 000 amerikanische Soldaten dazu.

Kronprinz Rupprecht von Bayern machte auf den katastrophalen Mangel an Mannschaften und Pferden aufmerksam. „Wir werden zwar in der Lage sein, dem Gegner im Westen noch ein paar gewaltige Schläge zu versetzen, kaum aber, ihm eine entscheidende Niederlage zu bereiten, so dass zu erwarten steht, dass der Kampf in einigen Monaten wieder den Charakter des schleppenden Stellungskrieges annehmen wird. Wer in diesem schließlich siegt, hängt vor allem davon ab, wer am längsten mit seinen Mannschaftsbeständen auskommt.“ Der Oberbefehlshaber der nördlichen Heeresgruppe schlug vor, Friedensverhandlungen zu beginnen, solange Deutschland noch Trümpfe in der Hand habe.<sup>10</sup>

Während die Angriffskraft der deutschen Divisionen erlahmte, konnten die Franzosen seit Anfang Juni neue Reserven für die Verteidigung heranzuführen. Die französische 6. und 10. Armee griffen planmäßig und zäh die westlich von Soissons stehenden deutschen Divisionen an, um Paris zu schützen.

Östlich des großen Waldgebiets von Villers-Cotterets war das 4. Lothringische Infanterieregiment 136 eingesetzt. Es hatte den Vormarsch vom Chemin des Dams

---

<sup>10</sup> Nach von Kuhl, Der Weltkrieg 1914–1918, 2. Bd., a. a. O., S. 373.

mitgemacht und den Savièresgrund bei Corcy und Longpont, an der Bahnstrecke Soissons–Paris, erobert. Nun musste es von Anfang Juni bis Mitte Juli diese Frontlinie verteidigen. Zunächst versuchten die Deutschen, weiter in das Waldgebiet einzudringen, um Compiègne zu erreichen. Die französischen Regimenter gingen aber am 2. Juni zu Gegenangriffen über. Aus Augenzeugenaufzeichnungen zusammengestellt, als Beispiel für die Härte der Kämpfe, der folgende Bericht:<sup>11</sup>

Die schnurgeraden Waldwege entlang schickte der Franzose als Sturmblöcke des Gegenstoßes Tanks vor. Da, ein feuerspeiendes Ungeheuer, dort zwischen den Bäumen ein zweites, drüben ein drittes. Tanks! Tanks! Der Horchposten, der dies ruft, strauchelt, überschlägt sich, ist tot. Ein Tank dreht schießend auf uns zu. Die kleinen Granaten der Revolverkanone krepieren unter uns. Schütze Schneider bricht tot zusammen. Doch nun hämmern unsere Schüsse gegen den Panzer, Funken sprühen, aber unbeirrt kommt der feuerspeiende Kasten näher und näher, schon ist er auf 50, 40, 30 Meter heran. Plötzlich ein Feuerstrahl, er steht, eine Gestalt springt aus der Luke, schießt mit der Pistole auf uns, doch schon bricht sie zusammen. Qualm dringt aus dem Innenraum. Hauptmann Noel springt vor, um mit Hurra den Tank zu stürmen, zu früh, noch prasselt das MG aus dem brennenden Haufen. Zu Tode getroffen sinkt der Führer der Kompanie. Dann dreht der Tank langsam bei, verschwindet nach rückwärts. Der aus dem Tank gesprungen ist, eine große zusammengekrümmte Gestalt, hat in der Brust und im Kopf klaffende Einschüsse. Die Beine halb verbrannt, das Fleisch verkohlt. Irrsinnig vor Schmerzen muss er aus dem Panzerwagen gesprungen sein. Ich durchsuche ihn, zwei Briefe, Visitenkarten: Baron Jacques de Gissac. Ein in den Ärmel seines Waffenrockes gesticktes silbernes Abzeichen der Panzerwagentruppen. Dort, wo einer so fürchterlich geschrien hat, finden wir einen toten französischen Korporal mit durchschossenem Hals. Und daneben einen toten Schwarzen, in gelbbrauner Uniform mit rotem Filzfez. Auch bei den anderen Kompanien ist es heiß hergegangen. Leutnant Löpfke, 11. Kompanie, hat beim Eindringen in das dichte Unterholz die tödliche Wunde erhalten, Vizefeldwebel Gereke entgeht nur durch Zufall dem gleichen Schicksal.

---

11 Bericht zum Folgenden in: Geschichte des 4. Lothringischen Infanterieregiments Nr. 136, Duisburg 1933, S. 404–462.

Blutige Nahkämpfe wie diese spielten sich in dem Gebiet zwischen dem Waldrand, dem Gutshof La Grille, den Dörfern Corcy und Longpont, etwa zwei bis drei Kilometer voneinander entfernt, sechs Wochen hindurch fast täglich ab. Geschildert wird immer wieder der Tod junger Offiziere, die offenbar alles daran setzten, ihre Mannschaften vorwärts zu reißen. Das Regiment wurde schließlich zusammen mit zwei anderen bis Villers-Helon, auf einer Hochebene oberhalb des Bachgrundes gelegen, zurückgedrängt. Nach dem anstrengenden Vormarsch und den sechs Wochen aufreibender Kämpfe konnte man von den Mannschaften nichts mehr erwarten. Außerdem wütete jetzt die Grippe, an der in diesem Sommer etwa 600 000 der schlecht ernährten Soldaten erkrankten.

Im Schlussbericht über den Kampfeinsatz in diesem Gebiet vom 18. Juli, dem Tag, an dem dann der französische Gegenangriff begann, heißt es:

Müde, hungrig und abgestumpft marschieren die Reste des Regiments, das vor nicht ganz sieben Wochen kriegsstarke und siegesgewiß die Straße Hartennes–St. Rémi nach Westen überschritten hatte, nun über diese, gruppenweise, durch das im Hintergelände liegende, starke feindliche Artilleriefeuer, nach einer Mulde bei Villeblain zurück. Es wird Abend, bis die letzten Teile eingetroffen sind. Die Bataillone sind erschreckend zusammengeschmolzen. III/136 zählt z. B. nur noch 3 Offiziere, 26 Unteroffiziere und 102 Mann. Das ganze einst so stolze Regiment hat nur noch, alles eingerechnet, etwa 17 Offiziere und 327 Mann Gefechtsstärke.

Wenn man davon ausgeht, dass die normale Größe eines Bataillons etwa 700, die eines Regiments etwa 2000 Mann war, dann waren nur etwa 17 Prozent übriggeblieben.

Es begann das allgemeine Versteckspiel, bei dem man sich nicht eingestehen wollte, dass ein durchschlagender militärischer Erfolg nicht erreichbar war. In der Obersten Heeresleitung wurde darüber diskutiert, ob es nicht vorteilhafter wäre, nun zur Verteidigung überzugehen. Ludendorff entschied sich dagegen, weil sonst die Schwächen des deutschen Heeres noch schärfer zum Ausdruck gekommen wären. Also musste weiter angegriffen werden, obwohl auch das keine Erfolge mehr versprach. Ludendorff bezeichnete als Größe des Feldherren „die Kraft zur Einseitigkeit, das Niederringen aller Zweifel, jeglichen Kleinmutes in seiner Brust“. Gebraucht wurde „moralisches Übergewicht“, das ein Angriff versprach, weil der

Widerstand, den Krieg weiterzuführen, im Heer und in der Heimat im Juni auf einen neuen Höhepunkt stieg.<sup>12</sup>

#### **4. Kapitel**

##### **Die Schlacht bei Reims im Juli und das Scheitern des Westfeldzugs**

Da die Abwehrstellungen in Flandern inzwischen stark ausgebaut worden waren, sollte, um den Abzug von Reserven dort zu erreichen, zunächst an der vermuteten schwachen Stelle der gegnerischen Verteidigungslinie, beiderseits von Reims, ein Ablenkungsangriff erfolgen. Die Armeegruppe Deutscher Kronprinz sollte die Marne an ihrem nördlichen Bogen bei Dormans überschreiten und den Fluss in seinem Verlauf südlich von Reims, bei Eperney und Châlons, zu erreichen suchen.

Der 19jährige Pionier Ernst Seils erzählt:

„Die Stellung die wir bezogen, war bei Somme-Py, nicht weit von dem auf der feindlichen Seite gelegenen Tahure östlich von Reims. Es waren die allergrößten Vorbereitungen getroffen. Mehrere Kilometer tief waren Geschütze aller Kaliber gestaffelt. Auch für unsere Minenwerfer war mehr Munition bereitgestellt als je zuvor. Wir mussten sie alle nach vorn schaffen und schleppten sie durch die sich lang hinziehende Schlucht. Diese Schlucht wurde uns zum Verhängnis. Offensichtlich war der Beginn der Offensive den Franzosen bekannt geworden. Denn als wir gerade dabei waren, die letzten der 60 für unseren mittleren Werfer bestimmten Minen noch zur Stellung zu bringen, setzte schwerer Artilleriebeschuss ein, und zwar mit Gelbkreuzgas. Die Folgen waren verheerend. Alles setzte Gasmasken auf, aber das schützt nur für eine gewisse Zeit, dann wurden sie unerträglich. Aber jede Lüftung bedeutete Zunahme der Vergiftung, die besonders die Atmungsorgane und die Augen befiel. Manch einer sank tot zu Boden. Es gelang mir, in einen Stollen zu flüchten, der besonders tief war, und einigen Kameraden mit mir. Das war unsere Rettung, denn in die Tiefe des Stollens war noch kein Gas eingedrungen. Zwar schmerzten die Augen erheblich, aber wir blieben am Leben. Nach einigen Stunden kamen Sanitäter und holten uns heraus.“<sup>13</sup>

---

<sup>12</sup> Ludendorff, Erinnerungen, a.a., S. 516 f.

<sup>13</sup> Ernst Seils, Versunkene Welten, a. a. O., S. 90.

Die Hälfte der Kompanie war tot oder schwer verwundet. Für den jungen Einjährigen war der Krieg schon am 13. Juli, vor Beginn der Schlacht, zu Ende.

Die deutschen Generäle hatten noch einmal alles aufgeboden, was an Artillerie herbeizuschaffen war. In der Nacht zum 15. Juli „erhob sich ein Brüllen und Donnern, als käme das Ende der Welt. Die ganze Front von Reims bis zu den Argonnen ein flammender Gürtel. Über 2000 Batterien aller Kaliber spien ihren Eisenhagel auf den Feind. Der nachtschwarze Himmel durchsprüht von zuckenden Blitzen und lodernden Flammengarben.“<sup>14</sup>

Berichtet wird ein letztes Mal von Heldentaten deutscher Soldaten. Am ersten Angriffstag kam es zu heftigen Kämpfen an der alten Römerstraße östlich von Reims. Nachdem die Grenadiere der 26. Infanteriedivision Sturmgassen in das eigene Drahthindernis geschnitten hatten, begann der Kampf.

Zertrennt in viele Stoßtrupps, wie sie zum Sturm angetreten waren oder in der Hitze des Gefechtes sich gefunden hatten, gingen die Kompanien auf einzelne MG-Nester los und versuchten dabei, der Feuerwalze zu folgen. Beim 1. Bataillon des 121. Regiments gelang es einer MG-Kompanie, eine in allernächster Nähe aufgefahrene Batterie, die ihr Feuer besonders auf die Nachbarn zur Rechten richtete, zu erledigen. [...] Das 3. Bataillon, welches den beiden anderen Bataillonen des Regiments folgen sollte, war im Drange, den Kameraden helfen zu müssen, in die vorderste Linie hineingekommen. Es griff mit Teilen kräftig in den jetzt so zähen und aufreibenden Kampf um jede Scholle Boden ein. Das 2. Bataillon gelangte bis ungefähr an die Römerstraße. [...]

Unter den vordersten seiner Leute befand sich der Kommandeur des Bataillons, Hauptmann Schempp. Wie er sich aus einem flachen Erdloch, in dem er mit seinem Stab vor feindlichem Gewehrfeuer aus allernächster Nähe eine mäßige Deckung gefunden hatte, etwas erhob, um einige Anordnungen für den weiteren Angriff zu geben, trifft ihn ein heimtückisches Geschoss. Noch einmal lacht er, wie es seine Art war, zu seinem Adjutanten hinüber, dann sank er lautlos um.

[...]

---

14 Von Kuhl, Der Weltkrieg 1914–1918, 2. Bd., a. a. O., S. 380.



Die über die Römerstraße vorgedrungenen Teile des 1. Bataillons wurden am Abend in den Graben nördlich der Straße zurückgenommen. [...] Unser Artilleriefeuer lag stundenlang bei größtem Munitionseinsatz auf leeren Stellungen. Unsere Infanterie machte unter beträchtlichen Opfern einen Luftstoß und biss dann auf Granit.<sup>15</sup>

Damit war östlich von Reims der Angriff schon am ersten Tag zum Stehen gebracht worden. Westlich von Reims brachten Pioniere es fertig, durch das feindliche Feuer hindurch die 70 Meter breite Marne zu überqueren, dort mit Fähren Truppen überzusetzen. Infanterie stürmte in die Kalkhänge des Berggeländes hinauf. Sie gelangten neun Kilometer weit bis auf die Hochfläche bei Damery. Ohne Schutz blieb die weiterstürmende Infanterie im Sperrfeuer der tief gegliederten feindlichen Artillerie stecken und musste nach starken Verlusten zurückgezogen werden. Einige Kompanien zählten nur noch 40 bis 60 Mann. Am 16. und 17. Juli gab es noch zähe, aber erfolglose Versuche vorwärtszudringen. Dann wurde der Angriff eingestellt.

Aus den Berichten ist ersichtlich, warum die letzte große Offensive der deutschen Armeen im Westfeldzug des Jahres 1918 scheiterte. Die französische Heeresführung hatte aus den drei Überraschungsangriffen der Monate März bis Juni gelernt. Insgesamt waren 35 Divisionen herangezogen worden. 1070 Flugzeuge konnten eingesetzt werden, 500 leichte Renault-Tanks waren geliefert worden. Die Aufmarschvorbereitungen der feindlichen Truppen hatte man beobachtet. Von deutscher Seite wurde zu wenig getan, um die Vorbereitungen zu tarnen. Es gab sichere Zeichen, dass der ganze Plan der französischen Armeeführung bekannt geworden war.

Die Forschung ist sich einig, dass Ludendorff davon wusste oder darüber hätte Bescheid wissen müssen. Er hätte diese ganze Schlacht abblasen müssen, da nur Überraschungsangriffe Erfolg versprachen.

Am 18. Juli setzte die französische Gegenoffensive ein. Im Waldgebiet von Villiers-Cotterêts waren mindestens acht französische Divisionen zusammengezogen worden. Für den Vorstoß waren 375 Tanks bereitgestellt worden.

Der französische Angriff am Morgen dieses Tages war ein voller Erfolg. Die Deutschen schossen 50 Tanks kampfunfähig. Die Truppen der Entente aber drangen schon am ersten Tag acht Kilometer weit vor. Am zweiten Angriffstag stürmten französische Regimenter ohne

---

15 Württembergs Heer im Weltkrieg, Die 26. Infanteriedivision, II. Teil, a.a.O, S. 165–172.

Artilleriesvorbereitung durch Getreidefelder gegen die dezimierten und erschöpften Reste deutscher Divisionen vor. Viele Tausende gerieten in Gefangenschaft.<sup>16</sup>

Ludendorff musste notgedrungen den Rückzug organisieren. Als die französische Armee in Richtung Soissons vorstieß, blieb, um nicht abgeschnitten und eingekesselt zu werden, nichts anderes übrig, als den ganzen Marnebogen zu räumen und an der Vesle eine neue Verteidigungsstellung aufzubauen. Die Deutschen mussten danach auch die Brückenköpfe am südöstlichen Ufer der Marne aufgeben. Östlich Reims blieb ein schmaler Streifen von fünf bis sechs Kilometern bis östlich von Tahure noch für einige Tage in deutscher Hand. Bereits vier amerikanische Divisionen hatten mitgekämpft und tapfer Widerstand geleistet.

Die 11. Bayerische Infanteriedivision hatte über 100 Offiziere und 4000 Mann verloren. Das 13. Infanterieregiment bestand noch aus 180 Mann, das 22. aus 110 und das 3. Regiment nur noch aus 25 Mann.

Für die Militärfachleute bedeuteten das Scheitern der Marneschlacht bei Reims und der französische Gegenangriff am 18. Juli einen Markstein, den Wendepunkt im Krieg. Von nun an hatten die Franzosen, Engländer und Amerikaner das Heft des Handelns in der Hand. Die deutsche Heeresführung konnte nur noch reagieren. Der 18. Juli war der Tag, an dem der Westfeldzug gescheitert war.

Daß der Krieg militärisch verloren war, bestätigte, für die Öffentlichkeit noch sichtbarer, die Niederlage der deutschen Armee am 8. August. Durch eine englisch-französische Offensive sollte der gesamte auf Amiens vorspringende Bogen eingedrückt werden. Es ging darum, die



Bahnstrecke Paris–Amiens–Arras freizukämpfen, das nördlich davon gelegene Industriegebiet wieder in die Hand zu bekommen und die Bedrohung der Kanalhäfen aufzuheben.

---

<sup>16</sup> Bericht Tägliche Rundschau, 23. Juli 1918, Abendausgabe.

An diesem Tag erwies sich der Tank endgültig als eine unübertreffliche Waffe. Er diente nicht nur zum schnellen Einbruch in die feindliche Front, sondern eignete sich auch für Überraschungsangriffe. Der Panzerangriff bei Amiens am frühen Morgen des 8. August wurde bei Nebel ausgeführt, ohne Artillervorbereitung. Gleich mit dem ersten Stoß drangen französische Truppen zwölf Kilometer tief in das von deutschen Einheiten besetzte Gelände ein. Sechs Divisionen waren völlig zerschlagen worden. 50 000 deutsche Soldaten gerieten in Gefangenschaft. Die Stellungenartillerie war größtenteils verlorengegangen.

Es war nach Ludendorffs eigenen Aussagen der Schwarze Tag des deutschen Heeres. In seinen Erinnerungen gibt er der schlechten Wetterlage und der durch Einflüsse der Heimat gesunkenen Kampfmoral deutscher Divisionen die Schuld.

General Kuhl, der das als Generalstabschef der 1. Armee miterlebte, äußerte sich zu den Gründen für die Niederlage so:

Es war kein Wunder, dass unsere rastlos hin und hergeworfenen Angriffsdivisionen, unsere im andauernden, aufreibenden Grabenkrieg ausgebrannten Stellungendivisionen anfangen zu ermatten. Ruhe und Erholung konnten nicht gewährt werden. Wurde einmal eine Division als gänzlich abgekämpft aus der Front zurückgezogen, so war sie nicht sicher, am andern Tage mit Lastkraftwagen händeringend an einem bedrohten Frontteil in den Kampf hineingeworfen zu werden. Das ist das Kennzeichen aller Kämpfe im Sommer 1918. Bittere Klagen der Divisionskommandeure kamen den Oberkommandos der Armeen wie auch der Obersten Heeresleitung zu Ohren, ohne dass es möglich war, Abhilfe zu schaffen. Wir standen nun einmal im Kampf mit zunehmender Schwäche gegen drückende Überlegenheit.

In den Besprechungen mit dem Kaiser in Avesnes am 10. und am 13. und 14. August in Spa gestanden Ludendorff und Hindenburg ein, dass das deutsche Heer eine schwere Niederlage erlitten hatte. Dass damit der gesamte Westfeldzug zur Erfolglosigkeit verurteilt war, gaben sie aber nicht zu. Eine Anzahl von Generälen, wie Generalmajor Friedrich von Losberg und der Chef der 3. Armee, Generaloberst Karl von Einem, hatten schon Ende Juli Rückzug auf die Hindenburglinie und den Aufbau einer Auffanglinie von Antwerpen bis zur Maas empfohlen. Aber den Kampf sofort auf Abwehr umzustellen, weigerte sich der Generalquartiermeister Ludendorff.

Es folgten weitere Operationen der Ententetruppen bei Mondidier und Noyon. Im Laufe des August wurde deren Angriff im Süden bis zur Oise, im Norden bis Arras ausgedehnt. Ende dieses Monats waren etwa 28 amerikanische Divisionen für den Kampf verfügbar. Sie waren mit jeweils 28 000 Mann doppelt so stark wie eine normale deutsche Division und durch Bewaffnung, Heeresgerät und Kampfmittel glänzend ausgestattet. „Der Anblick dieser jungen Leute von zwanzig Jahren, strahlend vor Kraft und Gesundheit, in ihrer neuen Ausrüstung wirkte Wunder.“ An der Maas übernahmen sie einen eigenen Frontabschnitt.<sup>17</sup>

---

17 Von Kuhl, Der Weltkrieg 1914–1918, 2. Bd., a. a. O., S. 401 ff.



Am 2. September endete der Westfeldzug mit dem Befehl der Obersten Heeresleitung, die Front in die Siegfriedstellung, das heißt auf die Linie Lens–St. Quentin–La Fère–Reims, zurückzunehmen. Der ganze Gewinn der Frühjahrsoffensive 1918 war damit verloren. Das Ergebnis in Hinsicht auf die Verluste von März bis 15. Juli 1918 sah folgendermaßen aus: 95.000 deutsche Soldaten waren gefallen. 371 000 verwundet worden, 33 000 galten als vermisst. Ein Teil davon war ebenfalls tot, die Mehrzahl in Gefangenschaft geraten. Dazu kamen die vielen an Grippe, aber auch an physischer und psychischer Erschöpfung Erkrankten. In den Schlachten dieser Monate hatten also täglich über tausend junge Deutsche ihr Leben verloren. Es waren Verlustzahlen, die diejenigen der ersten Kriegsmonate noch überschritten.

Immer mehr deutsche Soldaten ergaben sich, gingen in Kriegsgefangenschaft, und eine wachsende Zahl entfernte sich von der Truppe; sie trieben sich als Fahnenflüchtige im belgischen Hinterland herum oder versteckten sich in deutschen Städten.<sup>18</sup> Nach begründeten Schätzungen entzogen sich in den letzten Monaten 750 000 bis eine Million junger Deutscher dem Kriegsdienst.<sup>19</sup>

Von den 197 deutschen Divisionen, die noch einsatzbereit waren, galten nicht einmal mehr 50 als voll gefechtsbereit. Dagegen bestanden die Armeen der Entente in Frankreich aus 217

<sup>18</sup> Oskar Maria Graf, *Wir sind Gefangene*, Ein Bekenntnis, Ausgabe Fischer TB, München 1986, S.335–361.

<sup>19</sup> Eberhard Kolb, *Der Frieden von Versailles*, München 2005, S. 20.

im allgemeinen vollwertigen Divisionen.

Am 12. September führte die 1. amerikanische Armee ihre erste größere Waffentat aus. Ihr Angriff auf den sogenannten Michelbogen, südlich von Verdun zwischen Fresnes und der



lothringischen Grenze, war ein voller Erfolg. Der sofortige Rückzug aus der unhaltbaren Stellung verhinderte nicht ein erneutes Fiasko auf deutscher Seite. Etwa 15 000 bis 16 000 deutsche Soldaten gerieten in Gefangenschaft. Die Amerikaner erbeuteten 400 bis 450 Geschütze. Dieser Misserfolg läutete die letzte Phase des Krieges im Westen ein. Auf die folgenden Rückzugskämpfe von Ende September bis Ende Oktober ist hier im einzelnen nicht einzugehen

## 5. Kapitel

### Hunger in Deutschland

Kriminalschutzmann Schneider schrieb am 15. März 1918 in seinem Bericht an den Berliner Polizeipräsidenten von Oppen:

An der Stimmung der Bevölkerung, die nach wie vor eine äußerst gedrückte ist, hat sich nichts geändert. Abgesehen von der immer mehr zunehmenden Lebensmittelknappheit, die kurz über lang zu unhaltbaren Zuständen führen wird, wirkt die grenzenlose Bewucherung der Bevölkerung durch einige Interessenten äußerst erbitternd. Das Volk betrachtet die gegenwärtige Lage, die wirtschaftliche sowie auch die politische, als hoffnungslos. Es glaubt weder an die Beständigkeit des Friedens im Osten noch gibt es sich großen Hoffnungen hin auf die von der Ukraine in Aussicht gestellten Lebensmittelvorräte. Das Volk schenkt den Versicherungen und

Versprechungen der Regierung keinen Glauben mehr. Große Erbitterung haben die in letzter Zeit in die Öffentlichkeit gedrunghenen Machenschaften der Kriegsindustrie nicht nur in Genossenkreisen, sondern auch im allgemeinen Volk hervorgerufen.[...] Im allgemeinen steht das Volk allen Ereignissen, ob Sieg oder Niederlage, auf den Kriegsschauplätzen teilnahmslos gegenüber. Aber auch die Ereignisse im Innern betrachtet das Volk, wenn auch nicht gleichgültig, so doch mit geringem Interesse.<sup>20</sup>

In den Einzelberichten seiner Beamten von Ende März bis Ende April wurde dann jedoch das Bild einer besseren Stimmungslage gezeichnet. „Die Stimmung ist sehr gehoben. Das siegreiche Vorrücken auf Frankreichs und Belgiens Boden verfolgt man mit größter, hoffungsvoller Spannung: Die endgültige, blutige Abrechnung mit den Engländern gilt hier jetzt allgemein als Forderung des Tages.“ Die Skepsis kehrte aber schnell und verstärkt zurück. Als seit Anfang Mai der Vormarsch im Westen nicht mehr weiterging, war von einer gehobenen seelischen Verfassung der Menschen in Berlin und seinen Vororten nichts mehr zu verspüren. Im Gegenteil: Der Brotfriede mit der Ukraine habe kein Brot, der Ostfrieden nur neuen Krieg gebracht, und die für Deutschland mit den schwerwiegendsten Verlusten verbundenen Vorstöße gegen Amiens und Ypern seien nur unternommen worden, um die achte Kriegsanleihe unter Dach und Fach zu bringen. Der zeitweilige Erfolg der dritten Offensive machte wenig Eindruck. Mitte Juni schrieb der Kriminalwachtmeister „Im übrigen ist es wirklich erstaunlich, mit welcher Gleichgültigkeit jetzt auch die wichtigsten Tagesereignisse hingenommen werden. Im Volk wird nur noch eine Frage mit Interesse erörtert, die Beendigung des Krieges, und es mehren sich in bedenklichem Umfang die Stimmen für Frieden um jeden Preis. Denn jedem graut es vor einem 5. Kriegswinter.“ Die Resignation der Menschen hatte etwas mit der Ernährungssituation zu tun.

Die Versorgung mit Grundnahrungsmitteln entwickelte sich seit dem Frühjahr weiter abwärts, war ähnlich wie im Vorjahr. Die Verhältnisse in Berlin, wie sie im Folgenden beschrieben werden, unterschieden sich nur wenig von denen in den meisten deutschen Städten mit über 50 000 Einwohnern.<sup>21</sup> Schon in der Zeit von März bis Mai, als auf Karten in Berlin nur noch drei Pfund Kartoffeln zugeteilt worden waren, gab es Engpässe. Im Juni wurde die Kartoffelzuteilung „für die nächste Zeit“ auf ein Pfund pro Woche herabgesetzt.

---

20 Berichte des Berliner Polizeipräsidenten, a. a. O., S. 270–286, auch zum Folgenden.

21 Berichte des Berliner Polizeipräsidenten, a. a. O., S. 276–290; Informationen aus dem Berliner Lokalanzeiger, Berliner Neuste Nachrichten, Tägliche Rundschau zwischen März und August 1918; Deutschland im Ersten Weltkrieg. hrsg. von einem Autorenkollektiv, 3. Bd., S 121–132.

Als Ersatz für diese Kürzung sollten pro Kopf der Bevölkerung wöchentlich 600 Gramm Hülsenfrüchte ausgegeben werden oder 400 Gramm Nahrungsmittel, für jedes ausgefallene Pfund Kartoffeln 100 Gramm. In Neukölln waren überhaupt keine Kartoffeln mehr angeliefert worden. Dafür wurden den Bewohnern 700 Gramm Hülsenfrüchte in Aussicht gestellt. Aber die waren noch nicht eingetroffen. Wann man sie kaufen konnte, sollte durch Anschlag an den Türen der Geschäfte bekanntgegeben werden. In den Randgemeinden Groß-Berlins, die in der Versorgung noch schlechter dran waren, bot man statt der Hülsenfrüchte als Ersatz für jedes ausgefallene Pfund Kartoffeln eine bestimmte Menge Suppenpulver an. In anderen Bezirken gab es statt der fehlenden Kartoffeln Nahrungsmittel, Teigwaren, Gerstengraupen, und zwar in Mengen von 150 bis 500 Gramm. Frühkartoffeln erschienen selten auf den Märkten. Wer sie aus dem Kreisgebiet ausführen oder schon im Juli ausgraben wollte, brauchte eine besondere Genehmigung.

Die Brotration hatte bisher 200 Gramm täglich betragen, wurde aber im Juni auf 160 Gramm herabgesetzt. Geklagt wurde darüber, dass das Mehl mit Kartoffeln vermischt wurde, so dass es schwerer wurde und an Geschmack verlor.<sup>22</sup> Dafür dass die Brotzuteilung vermindert worden war, sollte es 750 Gramm Zucker geben, aber dafür keine Sonderzuteilung an Einmachzucker, wie es die Berliner erwartet hatten. Eine Katastrophe war weiterhin die Fleisch- und Fettversorgung. Sie hatte sich gegenüber dem Winter nicht verbessert. Ab Juni kamen in Städten zwischen 2000 und 50 000 Einwohnern wöchentlich pro Kopf noch 150 Gramm Fleisch, in den größeren 200 Gramm zum Verkauf. Aber diese Menge und zwischen 100 und 70 Gramm Butter auf Karten in der Woche konnte man meist nicht erhalten, mit Glück Knochen statt Fleisch und Margarine. Das Fleisch wurde als minderwertig bezeichnet, mager und kaum schmackhaft zuzubereiten, da das Fett fehlte. Die aus Köpfen von Rindern und Kälbern hergestellte „Einheitswurst“ war nicht beliebt. Der Zwang zur Abnahme dieser Wurst auf Fleischmarken blieb bestehen.

Als Ersatz wurden für fehlendes Fett und Fleisch je nach Stadtteil auf Abschnitte der Lebensmittelkarten ein viertel Pfund Käse oder 450 Gramm Marmelade zum Kauf angeboten. Von August an gab es „die fleischlose Woche“. In dieser Zeit brauchte man gar nicht zum Fleischer zu gehen, dort gab es keine Waren. Die Leute sollten Mehlspeisen essen und Kartoffeln, die es aber selten gab. Es hieß, man könne Geflügel kaufen, aber der Normalverbraucher erhielt es nicht, da niemand es für die festgelegten Preise anbot, sondern nur zu Wucherpreisen unterm Ladentisch. Kleinkinder hatten einen Liter Milch

<sup>22</sup> Frankfurter Volksstimme, 16. September 1918.



täglich zu beanspruchen, aber diese war immer häufiger sauer, wenn sie in Berlin ankam. Die Milchration für Kinder zwischen sechs und elf Jahren bestand aus 200 Gramm Magermilchpulver. Die Preise für Milch stiegen erheblich. Im September kostete der Liter in Frankfurt am Main 40 Pfennige. Manchmal konnte man ein Ei erhalten, auf einen Abschnitt der Eierkarte, oder gesondert Puddingpulver, Teigwaren, auch Kunsthonig, in Mengen von etwa 200 bis 400 Gramm.

Für Gemüse hatte man nach den Erfahrungen des Vorjahres größere Anbauflächen ausgewiesen, und da die Witterung im Sommer 1918 für das Wachstum günstig war, gab es im Juni und Juli auch Frühgemüse, Mohrrüben, Kohl und ähnliches in geringer Menge zu kaufen. Für den Winter sollte man sich einige Pfund Kohlköpfe auf Vorrat beschaffen. Zum Obsthandel schreibt der Berliner Lokalanzeiger Mitte Juni: „Wenn man seinen Lieben zur Abwechslung doch einmal etwas Eßbares mitbringen könnte, ein Pfund Kirschen oder Erdbeeren, die sonst um diese Jahreszeit in Hülle und Fülle auf den Wagen der Händler und in den Obstgeschäften zu haben waren. Bis zum Tage der Höchstpreisverordnung konnte man allenfalls noch einmal eine Tüte mit Beeren erstehen. Seitdem sind sie vom Berliner Markt verschwunden, und keine Verordnung der Reichsstelle vermochte sie bisher aus dem Dunkeln, in das sich die Vorräte geflüchtet hatten, wieder hervorzuzaubern.“ Dabei hatte es eine gute Ernte gegeben, aber man bekam Obst nur zu hohen Preisen auf geheimen Kanälen. Zwischen Kleinhändlern, Marktfrauen und Obstbauern aus Werder spielten sich ständig erregte Szenen ab. Kirschen und Erdbeeren wurden nur in Hinterzimmern an die zahlungskräftige Kundschaft verkauft.

Der Schleichhandel und Wuchergeschäfte hatten einen nie erlebten Umfang erreicht. Die Behörden mussten hilflos zusehen. Die Preise für Waren des täglichen Bedarfs hatten sich in den letzten Kriegsmonaten gegenüber denen von 1914 etwa verdreifacht. Damit waren auch die Reallöhne der Rüstungsarbeiter und noch mehr der Realwert der Renten weiter gesunken. Für den freien Markt werden folgende Preise genannt für je ein Pfund: Butter 18 Mark, Weizengrieß sechs Mark, Reis acht Mark, Streuzucker sieben Mark, Haferflocken vier Mark, magerer Rollschinken zwölf Mark, Speck 20 Mark, ein Ei 35 Pfennig, ein Pfund Kaffee gebrannt 30 Mark.<sup>23</sup> Kein Empfänger von Kriegsrenten konnte es sich leisten, das zu bezahlen.

Da niemand von einer Kartoffel, zwei Scheiben Brot pro Tag, etwas Marmelade, gelegentlich ein paar Nudeln, Graupen oder Bohnen überleben konnte, hatten die öffentlichen Küchen

<sup>23</sup> Schlesische Zeitung, 16. Oktober 1918.

weiter Hochkonjunktur. In den Stadtteilen Mitte, Lichtenberg, Neukölln und Kreuzberg lieferten Zentralküchen in der Fleischgroßhalle am Alexanderplatz, in Hallen an der Landsberger Allee, an der Pücklerstraße, am Marheineke-Platz, am Luisenufer und in der Graunstraße täglich 250 000 Liter Essen aus. Es gab Eintopfgerichte, die zweimal in der Woche etwas Fleisch enthielten.

Dorthin zu gehen war Menschen aus dem Bürgertum oft peinlich. Viele, die den Hunger nicht ertrugen und geringe Einkünfte hatten, nahmen Darlehen auf, um sich zu überhöhten Preisen auf dem Schwarzmarkt etwas kaufen zu können. Offenbar suchten diesen Ausweg vor allem Beamte, die kreditwürdig waren. Die viel zu geringe Gehaltserhöhung vom April wurde mit „mühsam gezügeltem Grimm“ quittiert. Im Preußischen Abgeordnetenhaus kam es Mitte Juni 1918 zu einer erregten Debatte über die Verschuldung der mittleren und kleinen Beamten, besonders der Lehrer. Trotz einer geringen Kriegsteuerungszulage „windet sich die Mehrzahl der Beamten bereits in Notstandskrämpfen“, sie seien „wirtschaftlich erledigt“. Gefordert wurde eine Entschuldungsaktion. Dass sie kein Geld hatten und hungerten, mehr Gehalt bekommen mussten, versuchten auch die Polizisten in ihren Stimmungsberichten dem Polizeipräsidenten immer wieder klarzumachen.

Im Sommer 1918 kam es zu Auseinandersetzungen und wütenden Protesten der Bevölkerung wegen der Verordnungen zur Abgabe von Kleidern. Zu erschwinglichen Preisen war Bekleidung nur durch Bezugsscheine zu erhalten. Solche erhielten Menschen in „sozial gehobenen Stellungen“ bei Bedarf. Ein normaler Angestellter gehörte nicht dazu. In der *Düsseldorfer Volkszeitung* wurde folgende Aufstellung gemacht: Ein Anzug für den Vater 300 Mark, ein Kleid und ein Mantel für die Mutter 700 Mark, zwei Anzüge für die beiden Buben 500 Mark. Das ist das halbe Jahreseinkommen.<sup>24</sup>

Da besonders die Arbeiterschaft in den Rüstungsbetrieben nichts mehr anzuziehen hatte, wurde von der Reichsbekleidungsstelle die Reichssammlung für Oberbekleidung durchgeführt. Mindestens eine Millionen Männeranzüge sollte „die opferwillige Bevölkerung“ herbeischaffen. Wer fünf hatte, musste einen davon gegen ein geringes Entgelt bei bestimmten Annahmestellen abliefern. In einer Anzeige der *Täglichen Rundschau* vom 12. Juli hieß es: „Noch ist es Zeit. Wer bis zum 15. des Monats mindestens einen Anzug abgeliefert hat, bleibt von einer Bestandsaufnahme befreit“. Über die Ankündigung, dass polizeiliche Kontrollen der Kleiderschränke in Aussicht standen, regte sich sogar die *Tägliche*

---

<sup>24</sup> Düsseldorfer Volkszeitung, 11. Oktober 1918.

*Rundschau* auf. Die zwangsweisen Eingriffe in den Privathaushalt seien eine „Schikane törichtester Art“.<sup>25</sup> Der Mangel an brauchbaren Schuhen fiel noch stärker ins Gewicht.

Währenddessen war die Beschlagnahme von Metall für die Herstellung von Munition bereits „restlos“ durchgeführt. Handwerker montierten unter dem Schutz von Magistratskommissaren Türklinken und Fenstergriffe aus Messing ab. Beschlagnahmt wurden auch Lampen und Kunstgegenstände aus Messing und Kupfer. Die Hausbesitzer wehrten sich dagegen. Die geringen Beträge, die sie bekamen, reichten nicht aus, um Ersatz zu beschaffen. Gefordert wurde, zunächst einmal aus den öffentlichen Gebäuden die Beschläge der Türen und Treppengeländer auszubauen.

Verzweifelte Klagen gab es über den Wohnungsmarkt. Für Berlin wurde, da die Bautätigkeit zum Erliegen gekommen war, ein Bedarf von 30 000 Wohnungen berechnet. Angesichts gewaltig gestiegener Materialkosten waren neue Wohnungen zu einem erschwinglichen Preis nicht zu bauen.<sup>26</sup> In vielen Fällen wurde Kriegsinvaliden und Kriegshinterbliebenen, sozial Schwachen, die die Miete nicht bezahlen konnten, gekündigt. Sie mussten versuchen, irgendwo unterzukommen.

Die Schlichtungsstellen konnten sich gegen die Verbände der Haus- und Grundbesitzer nicht mehr durchsetzen. Wegen Einquartierungslasten, Mietnachlässen für Kriegerfamilien, erhöhter Gas-, Wasser- und Elektrizitätstarife, durch die Kosten zur Ersetzung beschlagnahmter Metallgegenstände seien die Belastungen für Hausbesitzer nicht mehr zu tragen. Genehmigt wurde das Recht zur Mieterhöhung bis zu 30 Prozent. Die Miete für Wohnungen der öffentlichen Hand wurde von einer auf fünf Mark pro Quadratmeter erhöht. Wer ausziehen musste, bekam keine billigere Wohnung, weil es kleinere schon seit langem nicht mehr gab. Es wurde gefordert, zerlegbare Baracken zu bauen, die „Bewohnbarmachung“ von leerstehenden Läden, gewerblichen Räumen und Schulen.

Für den Bedarf an Kohlen gab es Kochkarten und Sonder-Kohlenkarten, letztere zum Bezug von fünf bis 50 Zentnern für den Winter. Man bekam im Sommer einen halben Zentner zum Kochen, aber da täglich nur minimale Mengen angeliefert wurden, erhielt sie nur der, der sich schon abends vor der Kohlenhandlung angestellt hatte und dort in einer langen Schlange die ganze Nacht ausharrte. Um den Kunden das zu ersparen, wurden abends Nummern

---

25 *Tägliche Rundschau*, 10. Juni 1918.

26 *Düsseldorfer Volkszeitung*, Beilage 28. Oktober 1918.

ausgegeben. Die Folge war, dass die Leute schon ab 10 Uhr „Riesenpolonäsen“ bildeten, um abends eine günstige Nummer für den nächsten Tag zu erhalten.<sup>27</sup>

Der Tod war allgegenwärtig. Die gesundheitlichen Folgen des Ersten Weltkriegs sind wenig erforscht.<sup>28</sup> Die Säuglingssterblichkeit hatte sich, nachdem sie vor dem Krieg auf etwa 17 Prozent gesunken war, wieder auf 25 Prozent der Lebendgeborenen erhöht. Die Zahl der Menschen, die an den Folgen mangelhafter Ernährung starben, wird auf etwa 700 000 geschätzt. Beim Tod durch Verhungern, den viele ältere Menschen aus der Unterschicht wahrscheinlich erlitten, wurde als Todesursache häufig „Herzschwäche“ eingetragen.<sup>29</sup> Der weltweit wütenden „Spanischen Grippe“ fielen in Deutschland im Sommer und Herbst 1918 mindestens 220 000 Menschen zum Opfer.<sup>30</sup> Auch Tuberkulose breitete sich als Volkskrankheit wieder aus.

Die *Tägliche Rundschau* enthielt von März bis Juli an vielen Tagen eine ganze Seite mit Todesanzeigen gefallener oder im Lazarett verstorbenen Soldaten, darunter vieler sehr junger Offiziere: „Bei siegreichem Angriff starb am 15. des Monats den Heldentod für sein Vaterland unser heißgeliebter, einziger Sohn, Horst v. d. Heyden, Leutnant im Gardepionier-Bataillon, 2. Garde-Regiment, Ritter des Eisernen Kreuzes im noch nicht vollendeten 19. Lebensjahr.“

## 6. Kapitel

### Der Meinugsumschwung

Der Meinungsumschwung an der Spitze des deutschen Heeres erfolgte nicht durch die „Halbgötter“ an der Spitze, sondern aus Kreisen der ihnen unterstellten Generäle und Generalstabsoffiziere. Es waren Männer, die in ständigem Kontakt mit den Einheiten an vorderster Front standen und nicht länger dem sinnlosen Sterben zusehen wollten. Sie gaben sich Rechenschaft darüber, wie die militärische Lage war.

Viele Kommandeure, die sich dafür entschieden hatten, die ihnen unterstellten erschöpften Truppen selbst noch einmal in den Kampf zu führen, waren gefallen. Es gab Divisionen, in

---

27 Berliner Lokalanzeiger, 3. Mai 1918.

28 Die Medizin im Ersten Weltkrieg, hrsg. von Wolfgang U. Eckart und Christoph Gradmann, 2. Aufl., Herbolzheim 2003, S. 1–10.

29 18. Fortbildungsseminar für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung, 6.–8. Mai 1999 in Stuttgart, Internetdarstellung.

30 Die Medizin im Ersten Weltkrieg, a. a. O., S. 341.

denen kein einziger höherer Offizier mehr einsatzfähig war. Regimenter bestanden aus 600, Kompanien aus 40 Mann.<sup>31</sup>

Die deutschen Verluste waren im August und September noch höher als in den Monaten zuvor. 44 000 Soldaten wurden für diesen Zeitraum als gefallen gemeldet, 155 000 waren verwundet und 50 000 in Gefangenschaft geraten.<sup>32</sup> Ersatz für die Fronttruppen gab es nicht mehr. „Wenn das so weitergeht, stirbt die deutsche Armee an Erschöpfung. Die hohen Gefangenenzahlen machen mich stutzig. Mit Leuten, die sich gefangen geben, kann man keinen Krieg gewinnen.“<sup>33</sup>

Noch am 24. September hatte Ludendorff die Lage an der Westfront durchaus zuversichtlich und als in keiner Weise bedenklich geschildert.

Die Initiative ergriffen Oberst Alrecht Mertz von Quirnheim und Oberst Wilhelm Heye, indem sie am 26. September ein Treffen mit General von Bartenwerffer, dem Verbindungsmann zur Regierung, und mit Major Edwin von Stülpnagel arrangierten, um zu beraten, auf welche Weise sie dem amtierenden Außenstaatssekretär Hintze endlich klarer Wein eingeschenkt werde könne. Sie alle hatten, unabhängig voneinander, schon früher versucht, die Einstellung ihres Chefs zu ändern.<sup>34</sup> Nun lief die gemeinsame Aktion hinter dessen Rücken ab. Es wurde beschlossen, Legationsrat Kurt von Lersner, den Vertreter des Auswärtigen Amtes bei der OHL, zu informieren und dafür zu sorgen, dass Hintze sofort ins Hauptquartier nach Spa kam. „Ich fordere Lersner kategorisch auf, endlich dafür zu sorgen, dass Hintze hierherkommt und dass der Krieg nicht in der bisherigen Weise fortgewurschtelt wird.“ Lersner war aufs tiefste erschüttert. Ebenso wie er war von Hintze aufs stärkste betroffen. Später wiederholte er immer wieder, er habe natürlich gehaut, dass die Niederlage vor der Tür stehe. Sein Verhalten erklärte von Mertz später so: „Ich hatte den Eindruck, dass es ihm wie so manchen Mitgliedern der OHL ging, dass er nämlich in einem fürchterlichen inneren Kampf stand, indem man einerseits die Katastrophe sah und sie andererseits nicht begreifen konnte und wollte.“<sup>35</sup>

Am Abend dieses Tages traf die Nachricht ein, dass Bulgarien kapituliert und um Waffenstillstand gebeten habe, ferner dass die türkische Armee in Palästina eine vollständige Niederlage erlitten habe. Ludendorff gibt an, am folgenden Tag, dem 27. September, sei er sich mit Hindenburg einig geworden, dass nun Schluss gemacht werden müsse. Tatsächlich

---

31 Deist, Militär und Innenpolitik, 2. Teil., a. a. O., S. 1283 f., S. 1290 f.

32 Der Hauptausschuss des deutschen Reichstags, 1918, 4. Bd., S. 2297.

33 Ein Armeeführer erlebt den Weltkrieg, Persönliche Aufzeichnungen des Generaloberst von Einem, Leipzig 1938, S.435.

34 Deist, Militär und Innenpolitik, 2. Teil, a. a. O., S. 1282–1286.

35 Ursachen des Zusammenbruchs, IV.2, a. a. O., S. 427 f.

fand die entscheidende Aussprache erst am 28. September statt. Beide stimmten darin überein, dass der Krieg zu beenden sei und dass die deutsche Regierung ein Friedens- und Waffenstillstandsangebot vorlegen müsse.<sup>36</sup>

Wie Ludendorff die Lage jetzt beurteilte, geht aus dem Statement hervor, das er am 1. Oktober vor seinen Generalstabsoffizieren abgab. Nach dem Bericht von Oberstleutnant Albrecht von Thaer erklärte er: Die endgültige Niederlage stehe wohl unvermeidbar bevor. Als Ursache nannte er an erster Stelle den Abfall Bulgariens und die Tatsache, dass Österreich und die Türkei mit ihren Kräften am Ende seien. Dann wies er auf die Unzuverlässigkeit der deutschen Truppen hin. Sie seien verseucht durch das Gift spartakistischer-sozialistischer Ideen. Er könne nicht mit Divisionen operieren, auf die kein Verlass mehr sei.

Es sei vorauszusehen, dass dem Feinde mit Hilfe der kampffreudigen Amerikaner ein großer Sieg, ein Durchbruch in ganz großem Stil gelingen werde. Dann werde das Westheer den letzten Halt verlieren und in voller Auflösung zurückfluten über den Rhein. Deshalb habe die OHL vom Kaiser und dem Kanzler gefordert, dass ohne jeden Verzug der Antrag auf Herbeiführung eines Waffenstillstands gestellt werde, und zwar beim Präsidenten Wilson von Amerika, zwecks Herbeiführung eines Friedens auf der Grundlage seiner 14 Punkte.

Die Reaktion der Anwesenden war nach von Thaer unbeschreiblich. „Während Ludendorff sprach, hörte man leises Stöhnen und Schluchzen, vielen, wohl den meisten liefen die Tränen über die Backen.“<sup>37</sup>

Die Bilanz der Obersten Heeresleitung war Schuldabweisung auf der ganzen Linie für alles, was geschehen war. Dass Bulgarien kapituliert hatte, kam ihr gelegen. Als die Erfolge ausblieben, trat noch deutlicher zutage, was Kritiker immer gesehen hatten: Ludendorffs, aber auch Hindenburgs geringe Bildung, das fehlende Verständnis für politische und gesellschaftliche Zusammenhänge, Engstirnigkeit, Mangel im konzeptionellen Denken, Unfähigkeit, eigene Grenzen zu sehen, aus Fehlern zu lernen und mit dem eigenen Versagen umzugehen, Defizite an Kreativität, wenn es galt, angesichts veränderter Situationen umzudenken und neue Lösungen zu finden.<sup>38</sup>

## **7.Kapitel**

### **Die Abdankung des Kaisers**

---

36 Das Werk des Untersuchungsausschusses, IV.2, a. a. O., S. 365.

37 Albrecht von Thaer, Generalstabsdienst an der Front, a. a. O., S. 234 f.

38 Wilhelm Groener, Lebenserinnerungen, a. a. O., S. 419–425.

Wie schwer sich Wilhelm II. tat, dem den Thron des Kaisers zu verlassen, zeigen die Vorgänge in Berlin und Spa am 9. November. Während Hindenburg und Wilhelm Groener die Abdankung des Kaisers als unvermeidbar hinstellten und ihm das auch offen vortrugen, klammerte sich Wilhelm II. an einen Vorschlag, den einige Berater – Graf Friedrich von Schulenburg, Generaladjutant Hans von Plessen und Staatssekretär a.D. von Hintze – ihm gemacht hatten: Er könne die Kaiserkrone niederlegen, aber sein Amt als Preußischer König beibehalten und damit Oberbefehlshaber der Armee bleiben. Dass dies staatsrechtlich nicht möglich war, hatte man ihm aber von anderer Seite längst klargemacht. Die Beratungen dauerten bis gegen 13 Uhr. Währenddessen drängte Unterstaatssekretär Wahnschaffe in der Reichskanzlei telefonisch ununterbrochen, doch endlich eine Entscheidung zu fällen. Danach teilte Graf von der Schulenburg telefonisch nach Berlin folgendes mit: Eine so wichtige EntschlieÙung wie die Abdankung des Kaisers könne nicht in wenigen Minuten gefasst werden. Seine Majestät habe den Entschluss gefasst, er würde im Augenblick schriftlich formuliert und die Reichsregierung müsse sich gedulden, bis diese Erklärung in einer halben Stunde in ihren Händen sei.

Der Text, der dann gegen 14.30 Uhr endlich fertiggestellt war und mit Einverständnis des Kaisers nach Berlin durchgegeben wurde, enthielt folgende Sätze: „Um Blutvergießen zu vermeiden, ist seine Majestät bereit, als deutscher Kaiser abzudanken, aber nicht als König von Preußen. [...] Seine Majestät werden für den Fall der Abdankung als Deutscher Kaiser dem Feldmarschall v. Hindenburg empfehlen, den Oberbefehl über das Heer zu übernehmen. [...] Weitere Bestimmungen werden dem Reichsverweser zufallen.“

Das war eine Absichtserklärung zum Rücktritt, mehr nicht. Staatsrechtlich widersinnig war sie insofern, als die Kommandogewalt Wilhelm II. über die Armee auf seinem Amt als Kaiser beruhte, nicht auf seiner Stellung als König von Preußen. Ein Verweser war in der Verfassung nicht vorgesehen.

Bereits mehr als eine Stunde, bevor diese Erklärung in Berlin eintraf, war dort jedoch schon eine Meldung des Nachrichtenbüros Wolff veröffentlicht worden mit folgendem Wortlaut: „Der Kaiser und König hat beschlossen, dem Throne zu entsagen. Der Reichskanzler bleibt noch solange im Amte, bis die mit der Abdankung des Kaisers, dem Thronverzicht des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen und der Einsetzung der Regentschaft verbundenen Fragen geregelt sind. Er beabsichtigt, dem Regenten die Ernennung des

Abgeordneten Ebert zum Reichskanzler und die Vorlage eines Gesetzentwurfes wegen der Fortschreibung allgemeiner Wahlen für eine Verfassunggebende deutsche Nationalversammlung vorzuschlagen, der es obliegen würde, die künftige Staatsform des deutschen Volkes, einschließlich der Volksteile, die ihren Eintritt in die Reichsgrenzen wünschen, endgültig festzustellen.“<sup>39</sup>

Wie es dazu kam, dass die Abdankung des Kaisers in dieser Sprachregelung öffentlich bekannt gemacht wurde, bevor eine solche offiziell vorlag, darüber liegen widersprüchliche Berichte vor. Glaubhaft erscheint, dass Unterstaatssekretär Arnold Wahnschaffe Geheimrat Walter Simons gegen 11 Uhr mitteilte, „eben sei von Spa gemeldet worden, der Kaiser habe sich entschlossen, abzudanken.“ Wer ihm diese Information gab, konnte er später nicht sagen. Er hatte auch nicht nachgefragt. Daraufhin beauftragte Kanzler Max von Baden Geheimrat Simons, einen Text zu entwerfen, um das der Öffentlichkeit mitzuteilen. Simons formulierte die Abdankungserklärung in der Form, wie sie oben aufgeführt wurde. Sie wurde auf Verlangen Max von Badens dem Pressechef Deutelmoser überreicht, der sie noch vor 12 Uhr an das Wolffsche Telegrafienbüro weitergab.

Daß diese durch Max von Baden und seine Mitarbeiter eigenmächtig publizierte Abdankungserklärung auf Missverständnissen beruhte, erscheint nicht glaubhaft. Max von Baden und Arnold Wahnschaffe suchten sich später mit allen möglichen Argumenten herauszureden, dass sie eigenmächtig gehandelt hätten. Simons bot folgende Rechtfertigung an: „Es handelte sich für mich um die Entscheidung, ob auf gewaltlosem Wege der Übergang der Reichsleitung in die Hände Eberts möglich war oder ob durch eine blutige Revolution die Gewalt an die Spartakisten gegeben wurde.“

Diese Begründung entsprach insofern nicht den Tatsachen, als die Spartakisten bei dem Umsturz keine Rolle spielten und dass blutige Kämpfe am späten Vormittag überhaupt nicht zu erwarten waren. Inhaltlich war die Abdankungserklärung eine reine Fiktion. Die Herren hatten sich den Text ausgedacht. Weder der Kaiser noch der Kronprinz hatten verzichtet. Ebert zum Nachfolger Max von Badens zu berufen, wäre von Wilhelm II. kaum zu erwarten gewesen. Auch hätte er niemals gewollt, dass eine zu wählende Nationalversammlung über die Staatsform entscheiden sollte.

---

39 Ernst-Rudolf Huber, Deutsche Verfassungsgeschichte, 5. Bd., a. a. O., S. 682 ff.; Prinz Max von Baden, Erinnerungen und Dokumente, a. a. O., S. 630–643; Die Regierung des Prinzen Max von Baden, Quellen, a. a. O., S. 612–620.



Es handelte sich um den verzweifelten Versuch, die Monarchie zu retten. Man wollte den Unabhängigen Sozialdemokraten, die für die Umwandlung Deutschlands in eine demokratische Republik auf die Straße gegangen waren, den Weg an die Staatsspitze versperren. Dabei bestand die irrtümliche Vorstellung, eine Abdankung des Kaisers könne die Protestzüge in Berlin noch stoppen. Die Beamten hatten Angst, die Revolutionäre stünden in einer halben Stunde in ihren Büros. Friedrich Ebert sollte der bisherigen Regierungsbürokratie helfen, sie fernzuhalten. Die Sozialdemokraten sollten dann über Neuwahlen den anderen Parteien und auch der Ministerialbürokratie ihren bisherigen Einfluss sichern helfen.

Als Wilhelm II. von diesen Vorgängen unterrichtet wurde, war er empört. Sein eigener Kanzler habe ihn in einem Staatsstreich vom Thron gestoßen. Seine Berater waren aber der Meinung, dass sich der veröffentlichte Thronverzicht nicht mehr rückgängig machen ließ.

## **8. Kapitel**

### **Die Flucht nach Holland**

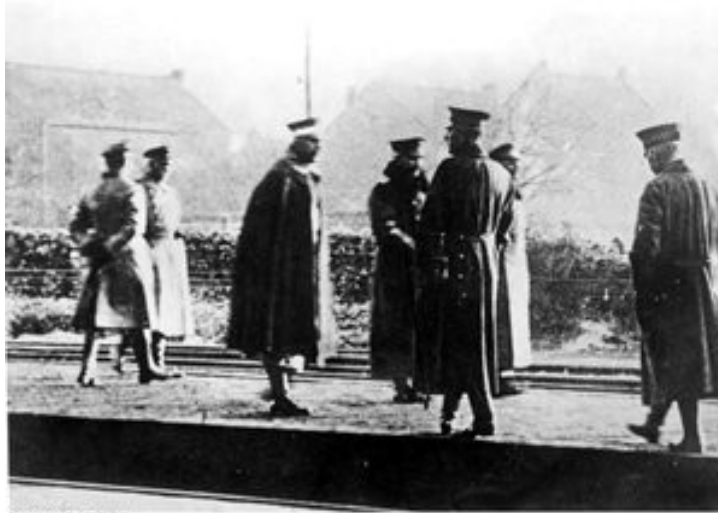
Nachdem er seine Antwort in der Rücktrittsfrage nach Berlin telegraphiert hatte, saß der Kaiser in der Villa Fraineuse zusammengebrochen in einem Sessel am Kamin, rauchte eine Zigarette nach der anderen, ließ sich einfach fallen, tat nichts.<sup>40</sup>

Bis zum Spätnachmittag des 9. November zögerten die Generäle, dem Kaiser mitzuteilen, dass die Truppen nicht mehr loyal hinter ihm stünden. Dann machte Hindenburg ihm klar, dass meuternde Einheiten von Verviers aus im Anmarsch auf Spa seien und dass die zum Schutz des Hauptquartiers herangezogenen Soldaten des Sturmbataillons Rohr nicht mehr „sicher“ seien. „Ich kann es nicht verantworten, dass Eure Majestät von meuternden Truppen nach Berlin verschleppt und der revolutionären Regierung als Gefangener ausgeliefert wird.“ „Er sagte nichts, schaute nur schaute von dem einen zum anderen mit einem Blick der Verwunderung, dann der mitleiderregenden Auflehnung, schließlich nur der merkwürdigen vagen Bestürzung. Er sagte nichts, und wir führten ihn, ganz als wäre er ein kleines Kind – und schickten ihn nach Kaiser sich das an. Um 5 Uhr morgens fuhr sein Zug in Richtung Holland ab. Die Strecke über Lüttich schien den Herren seines Gefolges nicht mehr sicher zu sein. Um sich vor einem Überfall durch deutsche Soldaten zu schützen, verließ der

---

40 Von Ilseman, Bd. 1, a. a. O., S. 39–49, auch zum Folgenden.

Kaiser mit einigen Herren den Zug vor der Grenze, um unerkannt, unter falschem Namen, die Niederlande zu erreichen. „So stand der flüchtende Kaiser auf dunkler Straße“, bis er endlich von Offizieren gefunden wurde. Der Grenzübertritt wurde ihm zugestanden. Auf dem



Grenzbahnhof Eijsden, wohin sein Hofzug dirigiert wurde, musste er einige Stunden warten. „Plaudernd ging der Kaiser mit uns die Dorfstraße hinab“, erzählt Ilseman, sein Adjutant. „Der Kaiser und sein Gefolge bestiegen bereits am Abend den Hofzug, der am Bahnhof in Spa bereitgestellt worden war. Um 4 Uhr morgens, nach fast durchwachter Nacht, teilte man ihm den Inhalt der Waffenstillstandsbedingungen mit.“<sup>41</sup>

Während die Glocken der Dorfkirchen – es war Sonntag – läuteten, liefen die Menschen zusammen, drohten dem Kaiser mit den Fäusten und ließen Pfi-Rufe und grelles Pfeifen hören. Als der Zug mit 70 Bediensteten eingetroffen war, musste die ganze Gesellschaft den Tag im Zug auf dem Bahnhof verbringen. Niemand wusste, ob es überhaupt gelingen würde, in Holland aufgenommen zu werden. „Das Warten wurde zur Qual.“ Der deutsche Botschafter Friedrich Rosen, der nach Eijsden kam und Wilhelm II. begrüßte, sah sein Gesicht „zerwühlt von Schmerz und Gram. Die Augen waren unterlaufen und die Augenlider gerötet und geschwollen.“<sup>42</sup>

Königin Wilhelmina der Niederlande war schmerzlich berührt vom Schicksal des deutschen Kaisers, und nach stundenlanger Beratung stimmte das niederländische Kabinett einer Aufnahme in Holland zu. Es folgten Verhandlungen mit der deutschen Botschaft und Gespräche mit der niederländischen Regierung über einen Aufenthaltsort. Königin Wilhelmina konnte ihm kein Schloss überlassen, ohne sich damit in Europa zu diskreditieren.

41 Alfred Niemann, Kaiser und Revolution, a. a. O., S. 295–322; John C. G. Röhl, Wilhelm II., Der Weg in den Abgrund, a. a. O., S. 1245.

42 Friedrich Rosen, Aus einem diplomatischen Wanderleben, a. a. O., S. 219–222, auch zum Folgenden.

Schließlich fand sich Graf Bentinck bereit, Wilhelm II. für drei Tage in seinem Kastell Amerongen aufzunehmen. Den Bescheid, dass ihm Asyl gewährt würde, erhielt er kurz vor Mitternacht.

Auf der Weiterfahrt am 11. November 1918 mit dem glänzend weiß-goldenen Hofzug erlebte er den Protest der aufgebrachten Holländer. „In allen Städten und Dörfern und selbst an den freien Strecken standen die Menschen zu Tausenden. Überall bis Arnheim Gejohle und Gepfeife, Drohen mit Fäusten, gaben Zeichen, ihm die Gurgel abzuschneiden.“ Der Kaiser ließ die Gardinen herunterziehen. „Ach lassen Sie doch, es ist ja nun doch alles ganz gleich.“<sup>43</sup>

Danach erging er sich in langen Monologen, beklagte sich über alle Menschen, die ihn seit seinem Regierungsantritt falsch beraten oder schlecht behandelt hätten, kam sich selbst als Opfer aller möglichen Machenschaften vor.



Er gab schon am Abend ein festliches Essen. „Der Tisch war mit Blumen reich geschmückt.“

<sup>44</sup>Es gab ein großes Dinner mit vielen Gängen und bestem Wein. Der Kaiser erzählte dabei allen, die dort saßen: „Mein Gewissen ist rein, ich habe den Krieg nie gewollt.“

Die Bilder sind alle dem Internet entnommen. Konflikte bestehen nicht.

<sup>43</sup> Bericht in Tägliche Rundschau 12. November 1918; v. Ilseman, Bd.1, a. a. O., S. 46 ff., auch zum Folgenden.

<sup>44</sup> Siehe Anmerkung 40